

In diesen Gedichten, die er niemand gezeigt hat, sprach der verschlossene Mann sein innerstes Gefühl aus. Immer wieder beschäftigt ihn der Tod der Gefallenen. Ein Ausdruck seines Wesens liegt in einer Strophe aus dem Jahre 1944:

„Kommt außenher des Schicksals Macht,
Nicht Betteln hilft und Fleh'n,
Hab immer nur auf Eines acht:
Von innen zu besteh'n.“

Emil Kost als Volkskundler

Von Dieter Narr

Hinter dem Heimatforscher und Vorgeschichtler Emil Kost ist der Volkskundler zurückgetreten, wenigstens im Bewußtsein und in der Erinnerung weiterer Kreise. Sehr zu Unrecht. Denn weder ist die wissenschaftliche Leistung voll gewürdigt noch das persönliche Anliegen des Mannes ganz erfaßt, wenn man seine volkskundlichen Arbeiten nur am Rande erwähnt oder sie in dem leicht verfließenden Begriff der Heimatforschung untergehen läßt.

Dr. Kost hat den volkskundlichen Problemen ein gut Teil seines unermüdlchen und fruchtbaren Forscherlebens gewidmet. Mit Hingabe übernahm er während des zweiten Weltkriegs den Lehrauftrag für Volkskunde an der ehemaligen Lehrhochschule Eßlingen, vertrat dort den zum Heeresdienst einberufenen Dr. Hans Dreger, in Vorlesungen und Übungen darum bemüht, eine organische Verbindung zwischen beiden Disziplinen, der Vorgeschichte und der Volkskunde, herzustellen. Insbesondere aber wurde sein Rat nötig und nützlich, als sich in den Nachkriegsjahren, in einer Zeit also, da das Fach von viel Unverstand bedroht war, die Arbeitsgruppe für heimatliche Volkskunde im Schwäbischen Heimatbund zu bilden und einen „Wegweiser“ zu errichten begann, mit dem Ziele, grundsätzlich und methodisch die riesigen und nicht selten auch disparat erscheinenden Stoffmassen zu mustern, zu begrenzen und in eine übersichtliche Ordnung zu bringen. Vornehmlich die ersten Kapitel dieses nur als Gemeinschaftsarbeit zu bewältigenden und auf 25 Hauptabschnitte berechneten Unternehmens, unter den Titeln „Siedlung“ und „Flur und Markung“ zusammengestellt, sind, was Umfang, Auswahl und Formulierung der aufgenommenen Fragen betrifft, von Emil Kost mitbestimmt worden. Bis in seine letzten Krankheitstage hinein der wissenschaftlichen und organisatorischen Entwicklung der von ihm in ihrer zentralen Bedeutung, als Beitrag zu den „grundmenschlichen“ Problemen erkannten Volkskundeforschung lebhaft und liebevoll zugewandt, vermochte er noch im Spätsommer 1952 die Abgeordnetenversammlung der Vereine für Volkskunde zu überraschen; er hat ihr zum Kongreß in Passau die Strophen eines den meisten unbekanntes, in Niederbayern gesungenen Volksliedes telegraphisch übermittelt. Er brauchte ja nur die Schatzkammer eines oft fast erdrückenden Einzelwissens aufzuschließen, das, auf zahllosen Geländefahrten erworben und in einer ausgedehnten Lektüre der weit verstreuten und in speziellste Fragen verzweigten Literatur gefestigt, auch den Erscheinungen und Daten gegenüber nicht versagt hat, die nicht gerade auf der breiten Straße des sogenannten allgemeinen Interesses zu liegen pflegen. So konnte er, um nur ein Beispiel zu nennen, gleichsam aus dem Handgelenk heraus den Notizen im großen „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ die heimischen Belege aus Württembergisch Franken hinzufügen, als einmal die Zitrone als Totenbeigabe zur Debatte stand, scheinbar ein Kuriosum, wie es sich bis in die jüngste Gegenwart hinein in Sitte und Brauch des

menschlichen Lebenslaufs — in seiner Herkunft und seinem zeichenhaften Gehalt freilich noch ungedeutet — mancherorts noch zu erhalten wußte.

Indes — das Einzelwissen, so imponierend und unentbehrlich es auch immer sein mag, macht noch nicht den Gelehrten, wenigstens nicht den Gelehrten von Rang; ihm ist es aufgetragen, nach dem Sinn zu suchen und nicht allein Stoff zu sammeln und zu stapeln. Die Volkskunde zumal, die von ihren Vertretern ein sehr vielfältiges und ausgefächertes Interesse verlangt, neben der Beherrschung bunter Realien das Vertrautsein mit philosophischen und namentlich auch religionswissenschaftlichen Grundbegriffen, bedarf immer wieder der neuen Besinnung auf ihre thematischen Voraussetzungen, auf die Aspekte, unter denen sie im Verlaufe einer verhältnismäßig noch jungen, aber gleichwohl bewegten Geschichte ihre Fragestellungen vorwärtsgetrieben hat. Daß diese Aspekte einander ablösen, daß die Volkskunde als die Kunde vom lebendigen Volk nicht unberührt bleiben kann — nicht allein von einer sich wandelnden Wissenschaftsgesinnung, sondern auch von den Veränderungen, Umbildungen und Spannungen, die an ihrem Objekt selbst zu beobachten sind —, diese Erfahrung hebt die andere Einsicht nicht auf, die Einsicht in die Notwendigkeit sich ergänzender und letztlich unteilbarer Probleme. Wohl, die Akzente haben sich schon verschoben, von den Brüdern Grimm zu W. H. Riehl, von der germanischen Altertumswissenschaft zu Untersuchungen, die sich durch den Bindestrich volkskundlich-soziologisch kennzeichnen. Welcher Volkskundler wollte aber auch nur ein Stück von dem preisgeben, was seiner Wissenschaft mit der Arbeit der einzelnen und verschiedenen Forschergeschlechter zu treuen Händen übergeben worden ist?

Will man nun aber versuchen, die Studien Emil Kosts in das größere Bild der fachlichen Bemühungen insgesamt einzuzeichnen, seine ihm eigene Forschungsrichtung anzudeuten, so darf man sie wohl ohne Not, und ohne seine individuellen Neigungen zu vergewaltigen, in die Schul- und Ideentradition einordnen, die ihren Mittelpunkt in einem starken und ausgesprochenen Verhältnis zur Welt des Mythischen hat. Der viel gebrauchte und nicht weniger oft mißbrauchte Begriff des Mythischen im Volksdenken ist in Kürze allerdings nur schwer zu definieren. Doch wird der nicht ganz in der Irre gehen, der in ihm den jahrhundert-, ja jahrtausendealten Versuch sieht, die Rätsel und Geheimnisse der umgebenden Welt so gut wie die der eigenen Brust in einer Sprache und Form auszudrücken, wie sie dem Geheimnis selbst einigermaßen angemessen zu sein scheint, in Bildern, Zeichen, in den Spiegelungen eines unmittelbar Gegenwärtigen und Erlebten, einer „grundmenschlichen“ Erfahrung, die sich freilich nur schwer in rationalen Gleichungen fassen läßt.

Wohl, Emil Kost ist nie einseitig gewesen. Wie gerne und wie oft hat er aus dem „Vorspiel auf dem Theater“ das Wort zitiert: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben! . . . Und wo ihr's packt, da ist's interessant.“ Ob es sich um Flurnamen gehandelt hat oder um Rechtsaltertümer, um Steinbeile, als „Donnerkeile“ verehrt und verwahrt, ob es um Fragen der Siedlung ging oder um Tracht und handwerkliches Schaffen, ob Handel und Wirtschaft, Dichtung und Kunst seine Teilnahme weckten, — er hat zugegriffen mit der ganzen noch ungebrochenen Kraft eines Menschen, der es nicht umständlich begründen und beweisen wollte, warum ihn nun die Geschichte, das Geschichtliche im Reichtum seiner Epochen, in der Tiefe der Ereignisse, in der Fülle seiner Gestalten anzog. Und so würde denn eine Kost-Bibliographie — bei der Vielzahl der einer flinken und fleißigen Feder entfloßenen Beiträge zweifellos ein tüchtiges Stück Arbeit! — es dartun können, welch umfassender Forscherwille hier am Werke war.

Und doch, wer ihn und seine Arbeit, seine volkskundliche zumal, ein wenig näher kannte, dem konnte es nicht entgehen, wie seine geheime Liebe eben jener Welt des Mythischen galt. „Urtümlich“, dieses Wort hatte einen ehrenvollen Platz in seinem Vokabular. Im Suchen nach dem „Urtümlichen“ — dem Erzieher Kost ist es wohl auch immer wieder das Vorbildliche gewesen —, da schlossen sich seine vorgeschichtlichen und seine volkskundlichen Interessen zur Einheit zusammen. Im übrigen dürfen wir ja nur einmal die letzten Nummern des Jahrbuchs durchblättern, um auf die Themen zu stoßen, zu denen er noch und noch zurückgekehrt ist, die seine erhöhte Aufmerksamkeit fesselten und — vor allem auch — seine besondere Begabung, kühn zu kombinieren, zusammenzuschauen und zusammenzudenken, zu reizen und zu entfalten vermochten. Als besonders charakteristisch seien hier nur seine von einem langen Plan gelehrter Anmerkungen begleiteten Veröffentlichungen aus jüngerer Zeit genannt: die „Walterichüberlieferungen in Murrhardt ...“ (Jahrbuch 1951/52), „Die drei Schicksalsfrauen ...“ (1937/38) oder auch die abgerundete Studie zu Grenzstreitsagen aus dem württembergisch-fränkischen Bereich (1947/48). Der vergleichenden Erzähl- und Volksglaubensforschung, der Hauptdomäne des Volkskundlers Kost zugehörig, breiten diese auf langen Vorstudien beruhenden monographischen Untersuchungen ein solch vielschichtiges Material, eine solche Menge von Motiveinheiten und -verschlingungen vor dem Leser aus, daß sich das zupackende, summarische Urteil von selbst verbietet; was mit beispielhaftem Gelehrtenfeier hier zum Mosaik gefügt ist, das kann und wird die Sonderforschung noch auf lange Zeit hinaus beschäftigen. Um so schmerzlicher wird sie es dann freilich bedauern, daß die besonders weit angelegte und von Emil Kost selbst wohl als die Krönung seines Mühens und Forschens betrachtete Arbeit Bruchstück geblieben ist. Seinen schon so energisch geförderten und ihm besonders am Herzen gelegenen Plan, eine Sagensammlung, den Raum von Württembergisch Franken umgreifend, vorzulegen und bei der Deutung ganz neue Wege zu gehen, sich vornehmlich auch mit dem Recht und der Möglichkeit tiefenpsychologischer Methoden dabei auseinanderzusetzen, konnte er nicht mehr verwirklichen. Es ist zwar nicht daran zu zweifeln, daß die nachgelassenen Papiere, die sich heute in der Obhut der Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart befinden, den Erben und Nachfolgern noch manche Überraschungen und Anregungen bescheren werden. Allein, was dem Finder selbst vorbehalten war, der fachgerechte Bau einer in sich geschlossenen Auffassung, das läßt sich auch von einem einfühlsamen Geist kaum mehr als ein überzeugendes Ganzes rekonstruieren.

Ein Doppelttes aber mag immerhin auch aus den uns erhaltenen Zeugnissen erkenntlich sein, Ausdruck der Arbeitsweise, noch mehr, der geistigen Persönlichkeit Emil Kosta. Einmal: Ausgangspunkt seiner Forschung ist ihm zumeist das Denkmal der Heimat gewesen, das monumentale, das literarische oder auch das mündlich überlieferte. Hier hat er das Modell gesucht und gefunden für sein Schaffen, vom Abtasten und Abhören der intimen und unscheinbaren Gegebenheiten in seiner näheren und weiteren Umgebung ist er weiterschritten in große und weltweite Zusammenhänge hinein, in frühzeitliche Fernen auch, ohne Bangigkeit vor ihrem Dämmer, in ehrfurchtsvoller Erwartung vielmehr vor den Entdeckungen, auf die er hoffte. Ein kleines Beispiel noch einmal: Als er im Jahre 1951 auf dem volkskundlichen Kongreß in Jugenheim an der Bergstraße sein Referat mit der so bezeichnenden Überschrift „Die Sage vom Jäger und von der verfolgten Hinde als mythischer Urstoff“ erstattete, als er dabei seine Hörer durch die verschiedensten Räume und Zeiten führte, Parallelen aus dem grie-

chischen, römischen und germanischen Kulturkreis vortrug, da war es das Häslein von Tüngental, das ihn zu seiner ausgreifenden Untersuchung veranlaßt und ermunterte hatte.

Zum anderen aber — und damit rühren wir wohl an etwas sehr Wesentliches —: Das Sinnen und Tun des Volkskundlers fällt auf weite Strecken mit dem des Historikers zusammen; wo sich seine Arbeit nicht in die geschichtliche Tiefe hinein öffnet, da betrügt er sich selbst um die besten Erkenntnisse und Möglichkeiten. Und doch ist es eine ganz bestimmte Sicht, eine besondere Verhaltensweise innerhalb der großen Wissenschaft von der Geschichte, die das Eigentümliche, die Art des volkskundlichen Forschens charakterisiert. Die Frage nach dem Bleibenden, Sich-Wiederholenden, dem Gesetlichen, nach dem, was die Zeiten und ihre Menschen in allem Wechsel, über die Brüche und Klüfte der Epochen hinweg eben doch irgendwie zusammenbindet, das „Kontinuitätsproblem“, das Problem des Zusammenhangs des Lebens — „es duldet keine Unterbrechung“ —, sie geben dem volkskundlichen Denken bei allem Wissen um die Unvergleichbarkeit der einzelnen und einmaligen geschichtlichen Erscheinungen Maß und Richtung. „Und sind die Mächte nicht da, wo das Leben immer gleich zwischen Geburt und Tod in Leintüchern liegt?“ So läßt Wilhelm Schäfer in einer seiner Novellen Johann Joachim Winckelmann grübeln, den Zeitgenossen und Lehrer Goethes.

Emil Kost hat sich zwar kaum — wenigstens in der breiteren Öffentlichkeit nicht — über seine Leitgedanken theoretisch ausgelassen; er ließ das Objekt selber sprechen und teilte sich nur in besonderen Stunden Menschen mit, denen er sein Vertrauen schenkte. In solchen Stunden freilich, da konnte man es spüren, wie stark seine wissenschaftliche Arbeit, ob er nun den Spaten führte oder am Schreibtisch saß, von dieser ihn ganz persönlich bewegenden Frage nach der „Kontinuität“ durchdrungen war, wie ihn ein Geschichtsgefühl trug, in dem — wir wählen seine eigenen Worte — „Jahrhunderte und Jahrtausende nur ein Tag sind“.

Beerenliedchen, Beerenopfer und ihre glaubensgeschichtlichen Hintergründe

Von Emil Kost †

Hola hola Rährle
Jetz kumm i von de Beerle,
Isch a buckligs Moule (Weible) kumme,
Hat mei Beerlich alle gnumme,
Isch mit hinter d' Büschle gsesse,
Hat mir all mei Beerlich gesse,
Hei! Do schlag dr Kuckuck glei
Uff des bucklig Moule nei.
Häfeli leer, Schüsseli leer,
Wenn i nor dahaam bliewe wär!

So singen im Mainhardter Wald, in den Limpurger und in den Waldenburger Bergen in Württembergisch Franken die beerensuchenden Kinder. Man könnte hinter diesem Kinderlied nichts weiteres vermuten als einen der kindlichen Denkweise entsprechenden Scherz, wenn nicht einige volkskundliche Tatsachen doch auf eine besondere Bedeutung des besungenen Vorgangs hinweisen würden. Wird